



Wal- und Delfinschutz-Forum

Möllerstr. 19
58119 Hagen
Tel.: 0049/(0)2334/9190-22
Fax: 0049/(0)2334/9190-19
wds-forum@t-online.de
www.wdsf.de
Mai 2008

Rezension zu:

BREITENBACH, E. / VON FERSEN, L. / STUMPF, E. / EBERT, H.:
Delfintherapie für Kinder mit Behinderungen. Analyse und Erklärung der Wirksamkeit.
edition bentheim, Würzburg 2006, 142 S.

Von PD med. Dr. phil Christian Schulze
Privatdozent für Geschichte der Medizin, Biologie, promovierter Altphilologe
Ruhr-Universität-Bochum;
Mitglied im Board of Advisors des Wal- und Delfinschutz-Forum (WDSF), Hagen

Unter der Federführung des mittlerweile als Professor an die Humboldt-Universität Berlin gewechselten Rehabilitationspsychologen Erwin Breitenbach entstand das vorliegende Werk, dessen Ergebnisse sich auf Studien stützen, die z. T. seit den 1980er Jahren durchgeführt wurden (S. 17). Breitenbach et al. verfolgen als ein Kernziel, dass „Eltern in die Lage versetzt werden, ein Therapieangebot in seiner Bedeutung für die Behandlung und Förderung ihres Kindes besser einschätzen zu können.“ (S. 7f.) Zu diesem Zweck gliedern die Autoren ihre Ausführungen in vier aufeinander aufbauende, methodisch plausible Teilschritte (siehe S. 8).

Ausgehend von der forschungshistorisch unbefriedigenden Situation, dass der gesamte Bereich tiergestützter Pädagogik ein zumindest theoriearmes Terrain sei, bemühen sich Breitenbach et al. im folgenden, die vorliegenden Ergebnisse und Tendenzen verschiedener Fachgebiete zu bündeln und hieraus ein klareres Bild zu zeichnen als bisher möglich. Zu loben ist hierbei insbesondere der Versuch, Fachtermini klar zu differenzieren, die nicht nur in der außeruniversitären Beschäftigung zu Unrecht zusammengeworfen werden (z. B. tiergestützte Therapie ↔ Tiertherapie, vgl. S. 15 et passim). Breitenbach et al. weisen außerdem darauf hin, dass sich die Forschung gerade auf dem Gebiet der Delfintherapie immer wieder mit einer allzu emotionsgeladenen, geradezu anthropomorphen Sichtweise des Delfins auseinandersetzen hat (S. 21ff.). Es scheint daher in der Tat angebracht, zunächst wichtige Fakten vor allem anatomischer und ethologischer Art aus der Cetacea-Forschung vorzustellen (S. 22-43). Es folgt der eigentliche Hauptteil des Buches ab Punkt 3 („Was ist Delfintherapie“?), der, reich bebildert, verschiedenste Aspekte des Themas – u. a. das

Nürnberger Therapiekonzept (S. 58f.) – vorstellt. Breitenbach et al. gelingt dies in einer meist allgemeinverständlichen, angenehmen Weise. Die Zwischenbilanzen dürften für Adressaten – Eltern mit behinderten Kindern – nicht immer befriedigend klingen, sind aber eine logische Konsequenz der jeweils vorhergehenden Ausführungen, etwa wenn resümiert wird: „die Delfintherapie gibt es nicht. Die Programme unterscheiden sich [...] fundamental“ (S. 56, vgl. vorhergehenden Text und die Tabelle S. 57).

Ein Herzstück des Werkes ist gewiss die ab S. 74 ausgebreitete Analyse zur Wirksamkeit der Delfintherapie. In diesem Kontext ist schon zu Beginn der Ausführungen auf zahlreiche methodische Probleme verschiedener Studien aus diesem Umfeld hingewiesen worden, z. B. auf die statistisch unbrauchbar kleinen Untersuchungsgruppen (hierzu vgl. auch S. 77 et passim); ein anderes Problem besteht in den ‚kontrollierten Gruppenvergleichen‘ (siehe im einzelnen S. 79), weitere methodisch sorgfältig zu hinterfragende Punkte treten hinzu. Es verwundert daher nicht, wenn Breitenbach et al. zusammenfassend bemerken, dass die vorliegenden Studien zum Effekt der Delfintherapie „sehr vorsichtig und zurückhaltend bewertet werden“ müssen. Es schließen sich Ausführungen zur vermuteten Wirkweise an. Mit Großkapitel 5 fügen die Autoren schließlich die ‚Nürnberger Evaluationsstudie zur Wirksamkeit der Delfintherapie‘ an, die – methodisch interessant – zunächst fünf Hypothesen hinsichtlich der Wirksamkeit vorstellt, diese unter Klärung des Forschungsdesigns mit Hilfe von Fragebögen und in Anlehnung an gängige diagnostische Instrumente (S. 111) zu überprüfen versucht, um sie schließlich unter Berücksichtigung z. B. statistischer Vorgaben unter Einbezug verschiedener Zwischenergebnisse zusammenfassend bewerten zu können. Eine kurze Zusammenfassung (S. 139f.) rundet die Studie ab und erklärt „Die in der Endauswertung erzielten Ergebnisse zeigen eindeutig, dass die Eltern stabile, positive Veränderungen im sozial-emotionalen und kommunikativen Verhalten ihrer Kinder wahrnehmen, die auf die Delfintherapie zurück zu führen sind. (...) Damit erweist sich das entwickelte therapeutische Konzept von Delfintherapie und das daraus abgeleitete therapeutische Handeln als wirksam und effektiv bei der Behandlung von Kindern mit schweren Behinderungen.“

Erwin Breitenbach und seinem Team kommt das Verdienst zu, dem meist unzureichenden Studienmaterial der vergangenen Jahre eine bis dato ungekannt beobachtungsreiche und materialbasierte Studie als Ergebnis des Forschungsprojektes gegenüberzustellen. Ausdrücklich zu loben ist dabei die kritische Wachsamkeit der eigenen Methoden wie auch den Vorgängerforschungen gegenüber. Wertvolle Einzelpunkte, z. B. die Differenzierung von Kindern, die mit dem Betreuer zum Delfin ins Wasser steigen von solchen, die lieber am Beckenrand bleiben (vgl. S. 132 beim Nürnberger Therapiekonzept), flankieren die Ausführungen.

Dennoch wirft die vorliegende Studie trotz des anerkennenswerten Forschungsbeitrags – der hier nicht in jedem Detail nachgezeichnet werden kann – ernsthafte Fragen auf, die größere Schatten auf den an sich begrüßenswerten Ansatz, die Effektivität von Delfintherapien zu hinterfragen, werfen. Es sind dies vor allem folgende Punkte:

1. Breitenbach et al. konzentrieren sich sehr, vielleicht sogar allzu stark auf die Delfintherapie selbst. Es war ja eigentlich das Ziel formuliert worden, ratsuchenden Eltern zu helfen, ein Therapieangebot für die Behandlung und Förderung eines Kindes besser einschätzen zu können (S. 7f.). Zwar mag dies mit Blick auf die Delfintherapie tatsächlich in gewissem Maße eingelöst worden sein, doch wäre im Rahmen einer solchen Prämisse auch ein aussagekräftigerer Vergleich mit anderen Tiergruppen unabdingbar. Zwar formulieren Breitenbach et al. in Form von ‚Hypothese 5‘ einen solchen Vergleich an, gehen aber im folgenden nur marginal auf ihn ein. Analyselose

Ergebnismittelungen wie „Für die Nutztier-Gruppe wurden keine Effekte in der Kommunikationsfähigkeit ermittelt“ oder „Auch für Kinder der Nutztier-Gruppe zeigte sich ein kurzfristiger Effekt moderater Intensität bezüglich ihrer Selbstsicherheit“ (beides S. 134) ergeben keine belastbaren Vergleichsmomente. Hier scheint die Studie wertvolle Vergleichsmöglichkeiten zu verschenken oder unterdrückt unbewusst die wahre Relevanz hier erzielter Ergebnisse.

2. Gerade die als vorgeblich ‚harten Fakten‘ präsentierten Vorabinformationen zum Delfin dürfen in ihrer Bewertung durchaus hinterfragt werden. So stellen Breitenbach et al. beispielsweise zu Recht dar, dass Delfine sich selbst erkennen können und darum vermutlich über ein Verständnis des eigenen Ichs verfügen. Dennoch kommt die Zusammenfassung auf S. 39 zu der Einschätzung, „dass aus zoologischer Sicht Delfine keine außergewöhnlichen Lebewesen sind.“ Das hier supponierte Verständnis von ‚Besonderheit‘ dürfte auch den Biologen überraschen, denn gerade die Gruppe der Tiere mit einem Ich-Verständnis gilt als äußerst klein und ist z. B. im Sinne der Frage nach der Schutzwürdigkeit auch ethisch relevant. Dass Breitenbach und sein Team die Intelligenzleistung von Primaten als Vergleich anführen (um zu zeigen, dass keine Besonderheiten vorliegen), macht ihre Einschätzung von „Außergewöhnlichkeit“ noch merkwürdiger, denn sie demonstrieren damit ganz im Gegenteil, wie weit die Anagenese kognitiv-intelligenter Fähigkeit der Delfine gediehen ist.
3. Die Studie nimmt kaum je Bezug auf die Belange der in den Therapien verwendeten Tiere. Dies ist aus dem Fokus der Untersuchung heraus durchaus verständlich – der (zudem noch behinderte) Mensch steht im Vordergrund. Trotz dieses an sich unbestrittenen Primats wäre freilich auch der – und wenn nur randständige – Einbezug von Tierschutzfragen eines so umfassenden Anspruchs, wie ihn die vorliegende Studie erhebt, wert, zumal plausibel vermutet werden darf, dass selbst aus dem alleinigen Blickwinkel des Patienten heraus die Frage des Therapieerfolgs auch vom Wohlergehen der verwendeten Tiere abhängt. Dass Delphine dauernd lächeln (S. 39), reicht gewiss nicht.
4. Die wohl gravierendste Kritik an der Studie ergibt sich aus methodischen Gründen. Auch wenn Breitenbach et al. immer wieder auf methodische Unzulänglichkeiten fremder wie durchaus auch eigener Untersuchungen eingehen mögen, bemerken sie offenbar nicht, dass gerade sie selbst sich von Anfang an auf dünnem Eis bewegen: Bereits vor Beginn des eigentlichen Studien- und Sachteils machen die Autoren keinen Hehl daraus, dass sie die Delfintherapie grundsätzlich für erfolgreich halten. So wird etwa auf S. 41 rhetorisch gefragt, „warum die Delfintherapie so erfolgreich ist“: Mit großem Selbstverständnis wird hier also ein „dass“ vorausgesetzt und fortan im wesentlichen nach dem „warum“ gefragt. Diese wissenschaftlich-methodisch bedenkliche *petitio principii* wird sprachlich subtil versteckt und dürfte dem ratsuchenden Leser (siehe oben zur Adressierung) kaum auffallen; in Wahrheit aber beraubt sich die Studie damit ein Stück weit ihrer Glaubwürdigkeit, weil vorausgesetzt wird, was den bisherigen wissenschaftlichen Erkenntnissen nach schlicht nicht vorausgesetzt werden durfte. Dass die Publizierung des Buches zudem von Organisationen wie dem Förderverein Delfinlagune e.V. oder dem Tiergarten Nürnberg finanziell unterstützt wurde, gibt diesem Fokus auf die Dinge zumindest einen unangenehmen Beigeschmack.

Die vorangehende Kritik soll die positiven Aspekte der Studie nicht grundsätzlich in Frage stellen. Sie stellt einen nicht unwichtigen Schritt für die Erforschung pädagogisch-

therapeutischer Fragen der Delfintherapie dar (selbst wenn sie offenbar nicht die Bewertung einer neuen US-Metastudie [Marino/Lilienfeld 2007] abmildern konnte, die der Delfintherapie den Nutzen im wesentlichen abspricht). Allerdings weist die Untersuchung nicht unerhebliche, v. a. methodische Mängel auf, die aus wissenschaftlichem Fokus heraus nicht nur vermeidbar gewesen wären, sondern die in ihrer Kombination mit den in der Titelei genannten Sponsoren den Verdacht der Auftragsarbeit nicht ganz entkräften können.--

Dr. Christian Schulze